

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 12 (1922)
Heft: 27

Artikel: Die vier Verliebten [Fortsetzung]
Autor: Möschlin, Felix
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640887>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 27 — XII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdrucker, Bern

Bern, den 8. Juli 1922

Der Regen.

Von Ernst Oser.

Nun trinken sie gierig, Baum und Blatt,
Die dürstenden Halme und Blüten.
Sie alle werden erquickt und satt,
Die welken und sonnendurchglühten.

Die heiße Scholle weitet die Brust
Dem köstlichen Himmelsbade.
Es prasselt und sprüht in perlender Lust
Rings über Fluren und Pfade.

Uns Menschen aber, der Sonne matt,
Schlägt neu das Herz in die Frische.
So trinken sich alle gesund und satt
An unseres Herrgotts Tische.

Die vier Verliebten.

Roman von Felix Moschlin.

27

„Ei, du bist ja ein wunderschöner Kerl,“ empfing sie ihn höhnisch.

Er schaute sie verwundert an, denn der Ton war so übertrieben giftig, daß er ihn nicht ernst nehmen konnte.

„Ich habe mir nicht träumen lassen, daß du so gemein seist,“ fuhr sie langsam fort.

Er starrte sie immer noch verständnislos an.

„Daß du so gut heucheln kannst,“ sagte sie verächtlich.

Er kam sich vor wie einer, der nicht weiß, ob er erschossen, gehenkt oder geköpft werden soll. Was hatte er denn getan?

„Wenn du wüßtest, was in diesem Briefe steht,“ stieß sie hervor.

Da raffte er seine Grobheit zusammen, als stehe er Arbeitern gegenüber: „Also, heraus damit, marsch!“

Aber da brach ihr Willensgebäude, das auf Haß und Rache montiert war, zusammen.

„Es ist zu schlimm,“ rief sie und schlug den Kopf in die Hände. Der Brief aber glitt bleich und leise raschelnd auf den Boden. Mit einer gierigen Gebärde hob er ihn auf. Dann trat er in die Küche, wo ein Licht brannte, und las. Derweil hantierte die Magd mit lautem Wesen um ihn herum. Seine Augen rückten langsam von Wort zu Wort, denn er sah alles undeutlich und verschwommen. Als er zur Stelle kam, die plötzlich den Vorhang vor dem Geheimnis in die Höhe riß, schlug eine Blutwelle laut hämmern in sein Gehirn, daß er die Fäuste an die Schläfen drücken mußte. Die Magd aber stellte mit grellem Klang eine Pfanne auf den Kochherd. „Nicht so laut,“ sagte er mühsam, „es tut weh.“ Sie schaute ihn mit stumpfen braunen Augen und offenem Munde an. So schaute sie noch drein,

als er schon langsam und schlurfenden Schrittes wieder hinausgegangen war. Dann drehte sie sich schwerfällig wieder ihrem Kochherd zu. Der Pfanne sollte es weh tun? Sie brauchte noch eine ganze Weile, bis sie wieder in ihren üblichen Küchentrab gefallen war, so sehr gab ihr das seltsame Ereignis zu denken.

Hans Steiner aber ging in den Schnee hinaus. Er hätte nichts dagegen gehabt, wenn der Boden unter seinen Füßen weggesunken wäre. Es war doch alles verdorben und verpfuscht. Drei Stunden lang lief er durch die Nacht. Dann machte er sich wieder auf den Heimweg. Aber seine Gedanken waren nicht weiter gekommen als er selbst. Sie sagten immer nur: verdorben, verpfuscht. Leise trat er ins stille Haus, leise in die dunkle Stube. Er ließ die Taschenlampe aufblitzen. Seine Frau saß auf einem Stuhl beim Fenster und schlummerte unruhig. Er beschaute sie mit unbarmherzigen Blicken. Rösli sah alt und häßlich aus. Verdorben, verpfuscht, wiederholten seine Gedanken ihren ewigen Rehrreim. Leise ging er zur Wandbank und setzte sich. Es war ihm, als dürfte er sie jetzt nicht allein lassen. Die Taschenlaterne löschte er wieder aus. Aber die Finsternis schreckte ihn. Er kam sich vor wie ein Fischer auf dunkeln Meer, dem auf einmal das Feuer des leitenden Leuchtturms erlischt. Er hielt es ohne Licht nicht aus. Wieder drückte er auf den Knopf seiner kleinen Lampe. Möchte es nun der helle Schein oder der Knacks sein, der sie weckte — sie fuhr sich mit der Rechten über die Augen, richtete sich auf und schaute sich um. Als sie ihren Mann sah, durchlief sie ein Frösteln. Ihre Füße machten eine leise, fluchtandeutende Bewegung.

Da gab er sich einen Ruck: „Wir haben miteinander

zu reden," sagte er heiser. Sein Mund war so trocken, daß es ihm war, als müßte die Lippenhaut reißen.

„Ja, wir haben viel miteinander zu reden," sagte sie eintönig aber bestimmt.

„Der Brief war für mich eine Ueberraschung," sagte er.

„Du kennst wohl die Martha Zumbunner gar nicht?"

„Doch, ich kenne sie, aber ich wußte nicht..."

„Daß dies möglich sein könnte, was jetzt berichtet wird?"

„Doch," sagte er mit gewaltsamer Anstrengung, „ich wußte, daß dies möglich sein konnte."

„Und dennoch hast du mich geheiratet?"

„Ich wußte nicht, daß es möglich war! Ich hatte sogar allen Grund zu glauben, daß es nicht möglich sei!" Und wie zur Bekräftigung seiner eigenen Gedanken schüttelte er verneinend den Kopf. „Hätte sie mich sonst freigegeben?"

„Sie gab dich frei und wußte doch dies?"

„Ich muß annehmen, daß sie es damals wußte."

„Und das soll ich glauben? Soll glauben, daß ein Mädchen zu einem Manne sagt, geh' zu einer andern? Du mußt schon besser lügen, wenn ich dir glauben soll!"

„Sie tat es. Fürwahr, jetzt erst weiß ich, wie mutig sie war."

„Wenn du nicht lügst — dann muß sie wirklich mutig sein, mutiger als ich. Aber dann bist du sie auch nicht wert."

„Nein, ich bin sie nicht wert."

Sie schwiegen. Das Licht der elektrischen Lampe, das grell und blendend die Finsternis gebrochen hatte, wurde matter und matter.

„Warum hast du sie damals eigentlich nicht geheiratet?" Ihre Stimme klang fremd und fern.

„Weil ich sie nicht recht liebte."

„Aber mich hast du recht geliebt?"

„Ich glaubte es und tat nach meinem Glauben."

„Vorher aber..."

„Ein einziger Abend! Es ist hinterher nicht zu begreifen."

Da sprang sie auf. „Oh, wie ich sie um diesen einzigen Abend beneide. Nie hast du mich so geliebt, wie du sie damals liebtest."

Er begann zu zittern. War das die Offenbarung? Verdorben, verpfuscht, sagten wieder die Gedanken, aber diesmal mit noch viel tieferer und schrecklicherer Bedeutung.

„Sie ist deine Frau, nicht ich," schrie sie, „sie hat dein Kind, nicht ich."

Er fürchtete, daß ihre Gedanken so übermächtig werden könnten, daß der Leib die Last nicht mehr zu tragen vermöchte, und faßte nach ihrer Hand. Sie stieß ihn weg: „Rühr mich nicht mehr an! Ich habe nichts mit dir gemein, ich bin nicht deine Frau." Und sie flüchtete in die entfernteste Ecke.

Er nickte ergeben mit dem Kopf. Es geschah ihm recht, ganz recht. Die Lampe leuchtete nur noch mit einem schwachen gelben Schein, er beachtete es nicht. Er schaute in seine eigenen Gedanken, und da war alles so finster, daß auch das hellste Licht nicht hätte helfen können. Jetzt glück die Lampe einem freundlichen Glühwürmchen, und jetzt erlosch sie.

Aber diesmal kam die Dunkelheit als ein milder Freund. Es war ihm, als säße er auf einer Insel mitten im Meer und spreche zu jemand, der auch auf einer Insel säße, weit weg. Es machte nichts, daß er die andere Insel nicht sah. Es war sogar gut, daß er sie nicht sah. Denn sonst hätte er sich drüber gehärmt, daß sie so weit weg war. Aber jetzt im Dunkel war alles nah, was Stimme hatte. Und was keine Stimme hatte, das lag so unendlich weit weg, daß es nie mehr zu erreichen war. Nüchtern wartete er auf ihre Stimme. Hatte sie keine Stimme mehr.

Da begann er aus fast kindlicher Sehnsucht nach einer Stimme:

„Ich verstehe mich nicht auf die Liebe. Ich gebe es auf, sie verstehen zu wollen."

Rösli hörte ihn, aber sie wußte keine Antwort. Sie lauschte auf eine Stimme, die irgend woher aus der Ferne kam, und diese Stimme war mild und freundlich. Wenn man ihr lauschte, wurde man ruhig und Frieden zog wieder ins Herz. Diese Stimme aber flüsterte ihr zu, was sie ihm antworten sollte:

„Man kann die Liebe nicht verstehen, Hans," sagte sie, „aber man kann lieben. Ist das nicht genug?"

„Wenn man aber nicht weiß, daß man liebt."

„Man weiß es," sagte sie bestimmt.

Da fiel ihm das Wort wieder ein: Kinder sind ein Geschenk Gottes, und ernst sagte er: „Ja, man weiß es doch!"

„Hans," sagte Rösli milde und freundlich, denn nun hatte sie verstanden, was die ferne Stimme von ihr wollte. „Hans, wenn es geschehen wäre, daß du ein Kind hättest mit einer Kellnerin — oder sonst jemand — solches kommt ja vor, nicht wahr, man hat mir gesagt, daß das auch bei guten Männern vorkommen kann, obwohl ich es nicht begreife — dann würde ich dieses Kind aufnehmen. Und nun hast du ein Kind, aber nicht mit einer Kellnerin, und darum mußt du auch die Mutter aufnehmen. Und ich muß gehen."

Wie sie sprach! Hatte sie es drauf abgesehen, ihn doch noch verliebt zu machen, jetzt, da er endlich begriffen hatte, daß er die andere doch noch mehr liebte als sie?

„Ja, Hans," sagte sie, „du mußt zu ihr gehen und sie um Verzeihung bitten. Und auch ich muß zu ihr gehen und sie um Verzeihung bitten. Denn auch ich bin schuld daran."

„Wenn sie aber nichts mehr von mir wissen will?"

„Das müßte eine seltsame Frau sein."

„Sie ist eine seltsame Frau, Rösli."

„Aber eine Frau doch."

„Und du vergißt, daß auch ich meinen Stolz habe."

„Jetzt ist nicht Zeit, vom Stolz zu reden! Würde ich sonst reden?"

„Hat sie nicht deutlich genug gezeigt, daß sie mich nicht braucht? Hätte sie mich gehen lassen, wenn sie mich liebte? Soll ich vor sie hintreten und mich der Beschämung aussetzen, nach geleisteter Abbitte wieder gehen zu müssen?"

„Ja, das mußt du. Geh du deinen Weg. Ich habe den meinen auch zu gehen."

„Und was soll aus dir werden?“

„Um mich brauchst du dich von nun an nicht mehr zu kümmern. Ich werde schon für mich selber sorgen. Ich muß auch vieles kennen lernen. Denn ich weiß ja noch nichts. Ich kann nichts. Trennen müssen wir uns. So lang ich dich als meinen Mann betrachte, ist die Tatsache dieses Kindes für mich eine Schande und eine Pein. Ich sehe Bilder vor mir — notgedrungenerweise, ohne daß ich sie heraufbeschwöre — die mich mit Scham und Zorn erfüllen. Wenn ich dich aber als ihren Mann betrachte und mich als Eindringling, dann ist alles in Ordnung, dann habe ich gesündigt, nicht du. Dann habe ich den eigenen Fehltritt zu vergessen, und das ist immer leichter, als um die Folgen eines fremden Fehltrittes herumzukommen.“

„Aber wenn sie mich nicht mehr liebt?“ wiederholte er hartnäckig.

„Du hast einfach zu ihr hinzugehen und sie um Verzeihung zu bitten. Dann wirst du schon erfahren, ob sie dich liebt oder nicht. Ob sie dich noch will oder nicht.“

„Das ist nicht leicht für einen Mann.“

„Es war wohl auch nicht alles leicht für sie, die Frau.“

„Aber was werden deine Eltern sagen?“

„Jetzt kommt's nicht mehr drauf an, was meine Eltern sagen.“

Da stand er auf, ging zu ihr hinüber und faßte ihre Hand: „Sobald ich Urlaub erhalte, werde ich nach Basel reisen.“

„Ich werde alles dran setzen, um Urlaub zu erhalten, mußt du sagen,“ verbesserte sie ihn freundlich.

„Wie du es befehlst,“ sagte er.

„Soll ich das als Glück deuten?“ sagte er am andern Morgen zu ihr, nachdem er die neue Post durchgelesen hatte. „Ich muß für acht Tage nach Basel, um an den Beratungen eines neuen Projektes teilzunehmen. Kommst du mit? Du kannst ja bei deinen Eltern wohnen, wir brauchen ihnen ja noch nichts zu verraten. Mögen sie deinen Besuch für einen Ferienaufenthalt nehmen.“

„Nein, ich bleibe hier. Ich gehe erst wieder hinunter, wenn ich mich wieder gefunden habe. Und wo könnte ich mich besser wiederfinden als hier?“

Als er in die Postkutsche stieg, rief sie ihm noch nach: „Und am ersten Tage schon, nicht wahr?“ und sie lachte dazu. Man hätte das Lachen fast schelmisch nennen können.

Sie kann wieder lachen, dachte er. Aber das war ja ganz begreiflich. Nun wurde sie wohl wieder das frühere Rösli. Sie war ja von jetzt an nicht mehr seine Frau.



Der Schäfer. Nach einer photographischen Aufnahme.

Durfte er es wirklich wagen, nochmals den Versuch zu machen, das Schicksal eines Weibes mit dem seinen zu vereinen?

* * *

„Schon eine Woche lang streicht einer ums Haus herum, den ich nicht kenne,“ sagte die Magd. „Bis jetzt habe ich nichts sagen wollen, aber jetzt ist es doch besser, wenn wir aufpassen, weil jetzt kein Mann mehr im Hause ist.“

„Gut, wenn wenigstens einer ums Haus herumstreicht, damit wir nicht ganz ohne Männer sind,“ sagte Rösli neckisch.

„Man muß über solche Dinge nicht spotten,“ sagte die Magd. „Wir könnten lange schreien, es würde uns niemand zu Hilfe kommen.“

„Wir werden uns schon selber helfen,“ sagte Rösli und zeigte der Magd einen Revolver, daß jene vor Schrecken in die Küche hinauslief.

„Jetzt getraue ich mir kaum mehr im Hause zu bleiben,“ sagte sie von dorthier. „So ein Ding könnte ja von selber losgehen. Man liest ja so oft in der Zeitung, daß ein Schuß losgeht!“

„Sag' es mir, wenn der Mann wieder ums Haus herumstreicht; dann werde ich ihn hereinrufen und fragen, was er will.“

„Um Himmelswillen nicht, Frau Steiner.“

„Was soll ich denn tun?“

„Aufpassen und alle Türen schließen und alle Fenster läden.“

„Und immer Angst haben? Nein, danke! Ich will wissen, daß ich mich in diesem Hause nicht zu fürchten habe. Vielleicht hat er etwas auf dem Herzen und getraut sich nur nicht herein. Vielleicht hat er Hilfe nötig und wagt es nicht zu sagen.“

(Fortsetzung folgt.)